

# krieg und frieden

freitag 24. februar 2023 taz

taz panterstiftung



## Das Panter- Osteuropa- Netzwerk

## Ein „Nugget“ Glück im ganzen Elend

Die taz Panter Stiftung hat als Reaktion auf den Angriffskrieg Autor:innen aus dem postsowjetischen Raum vernetzt und in einem Projekt zusammengebracht

Von **Elke Schmitter**

Ein Jahr Krieg. Ein Jahr Krieg, das heißt für die Opfer all das, was wir uns nicht vorstellen und was sie nur selbst erzählen können. Es heißt für uns, für die auf der anderen Seite: Nachdenken und Mitgefühl, in vielen Fällen auch Hilfe und Engagement. Wie sehr beschäftigt mich die Ukraine, was tue ich für die Leute dort und die Geflüchtete hier, und nehme ich sie zum Beispiel in die Wohnung auf, oder überlasse ich die Hilfe anderen Leuten? Gebe ich Geld, gebe ich Zeit, gebe ich ein Zeichen?

Das können wir selbst entscheiden, und das ist der wahre Luxus in der politischen Nachbarschaft im Frieden nach einem Jahr Krieg.

Hier und jetzt, zu diesem Tag, machen wir dreierlei: Wir geben Betroffenen das Wort. Wir geben Nino Haratschewili das Wort. Und wir erzählen, was diese Stiftung macht. Mit einer schönen Pointe am Schluss.

Die taz Panter Stiftung hat auf den Krieg schnell reagiert, ihrem Auftrag gemäß, in-

dem sie schaute: Wer braucht jetzt Hilfe, um zu schreiben, zu reisen, zu berichten? Wer braucht Schutz, wer braucht Geld, wer sucht eventuell nach einer Erweiterung des Netzwerks?

Die erste Aktion war die dringlichste: Schutzwesten liefern. Einen Beitrag zu leisten zum physischen Überleben von Menschen, die sich in Gefahr begeben, um ihre Arbeit zu tun. In den ukrainischen Städten unter Bombardierung, in den Zonen der Besatzung im Osten des Landes und, diese Formulierung lässt sich nicht vermeiden, auch an der Front.

Dann ging es um Unterstützung, wie man sie Freunden gewährt: Man fragt, was sie brauchen, und lässt sie tun, was sie für richtig halten. Nach dieser Devise hat die taz Panter Stiftung kritische Medien in Russland, in Belarus und in der Ukraine gefördert. Genauer: SIE haben das getan; alle Spender, alle Unterstützer. Mit Ihrem Geld, mit Ihrem Wohlwollen – denn wer kein Geld, aber Wohlwollen hatte, der beteiligte sich an der Wortspenden-Aktion. 200.000 Euro, tausend gute Worte in drei Sprachen, das war eine Bilanz des vergangenen Jahres, ab dem 24. Februar.

Und schließlich die dritte Aktion: das kollektive Tagebuch „Krieg und Frieden“. Stimmen aus dem postsowjetischen Raum, aus unmittelbaren Kriegsgebieten; aus einer Region, kurz gesagt, in der Menschen zum Teil anders auf die Welt blicken als wir. In denen anders gelebt, gedacht und erinnert wird. Aber in die-

sen Ländern wird dasselbe gewünscht, nämlich das humane Minimum: Frieden. Und ein politisch selbstbestimmtes Leben. Auch wenn eben das erkämpft werden muss.

Das ging allerdings gar nicht so, wie wir uns das im diskursfrohen Berlin naiverweise dachten: dass die Tagebuchschreiber:innen spontan ins Gespräch kommen würden. Dass sie sich ergänzen, befragen, ins Wort fallen. Nicht nur, weil die Autor:innen mit Eigenem beschäftigt sind – mit eher abstrakten oder konkreten Befürchtungen, mit Sorge für den Körper, den Geist und die Moral –, sondern es fehlte am Ausgangspunkt jeden Gesprächs: Es brauchte eben ein Grundvertrauen. Vertrauen in dieses Experiment. Da ist jemand in Sankt Petersburg, in Odessa, in Minsk, in Tbilissi, in Wladikawkas, mit dem ich frei sprechen kann. Ich habe den Kopf im Krieg, die andere Person aber hat ihren Körper dort. Oder: Ich habe den Krieg im Kopf, er aber hat neue Gedanken. Da ist jemand – in Jerewan, in Riga, in Lwiw – der anderes weiß als ich, anderes erlebt und anderes fürchtet, aber von der ich gewiss sein darf: Wir können einander vertrauen.

Der vierte Schritt der Stiftung war, diese Journalist:innen nach Berlin zu einem Workshop einzuladen und einen geschützten Raum anzubieten. Uns war besonders wichtig, dass Vertrauen entstehen kann. Fünf Tage lang wurde diskutiert, ausgetauscht, gefeiert und geschrieben. Und damit ging es zur Pointe, zu einem „Nugget“ Glück im ganzen

Elend. „Die Türen offen halten“, so hieß die taz-Beilage, die aus diesem Treffen im November entstand.

Wie misst man aber da einen „Erfolg“, woran merkt man, dass Vertrauen entstand? Es gibt ein untrügliches Zeichen: Wenn man gemeinsam lachen, wenn man einen Witz machen kann, der niemanden kränkt und alle erlöst – dann ist Vertrauen da. Denn Humor kann man nicht dirigieren, auch nicht beschwören; er ist der vielleicht schönste, sicher aber leichteste Überschuss wirklicher Verständigung. Ein kleines Vertrauenswunder, erst recht unter diesen Umständen.

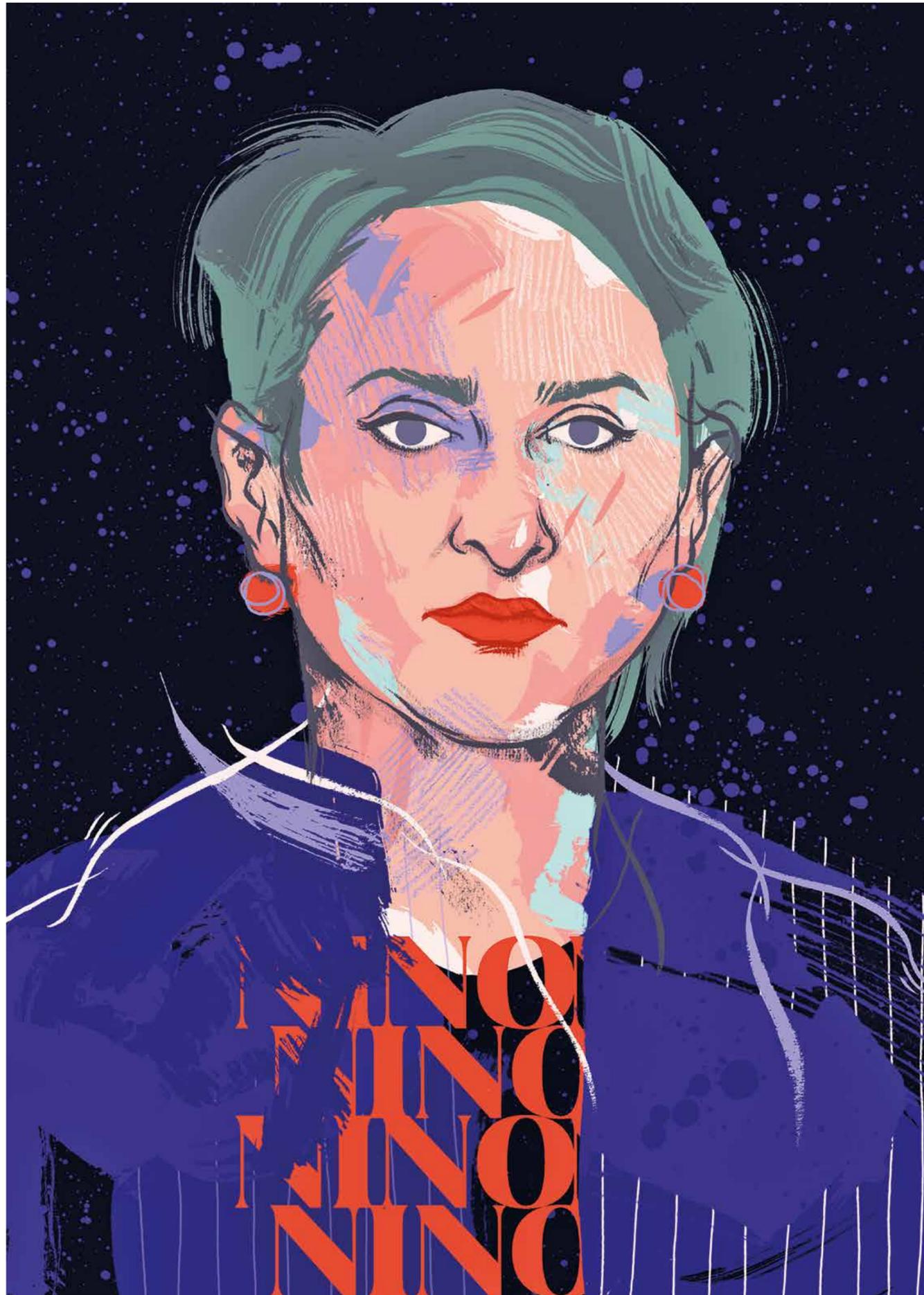
Und so ist es gewesen: Bei der Abschlussrunde, wo jede/r noch einmal sagte, wie ihm zumute ist und wie es womöglich weitergeht: Da war, nach Alphabet sortiert, eine Journalistin aus Russland als Erste dran. Sie fragte, mit skrupulöser Höflichkeit, ob es denn allen recht sei, wenn ausgerechnet sie aus dem Angreiferland, aus der Kriegsnation hier buchstäblich den Ton angebe?

Und da sagte einer aus der Tiefe des Raums: Ihr habt den Krieg angefangen, dann kannst du auch mit der Feedbackrunde anfangen. Und es wurde gelacht. Neue Beiträge aus dieser Tagebuchgruppe gibt es hier. Und wenn beim Lesen jählings der Wunsch aufkommt, eine Stiftung zu unterstützen, die solche Projekte macht: Bitte nicht zögern. Wir danken, und wir machen mit allem weiter.

Elke Schmitter ist Kuratoriumsmitglied der taz Panter Stiftung



**Tigran Petrosyan (Hg.): „Krieg und Frieden. Ein Tagebuch“.** taz Panter Stiftung & edition. fotoTapeta\_flygschrift. Aus dem Russischen Gaby Coldewey. Berlin 2022, 144 Seiten, 10 Euro. Die Einnahmen aus diesem Sammelband gehen an die taz Panter Stiftung für ihre Osteuropa-Projekte.



Die Autorin Nino Haratischwili wurde von dem italienischen Illustrator und Designer Manuel Fazzini porträtiert

Nino Haratischwili kritisiert, dass die Geschichte des 20. Jahrhunderts meist aus westlicher Perspektive erzählt wird. Ursprünglich stammt die Theaterregisseurin und Autorin aus Georgien, und sie wünscht sich für Russland eine ähnliche Aufarbeitung der sowjetischen Vergangenheit wie die in der Ukraine und in Georgien. In ihrem letzten Roman beschreibt sie aus einer Frauenperspektive den Zerfall der Sowjetunion als eine patriarchale, hasserfüllte und gewalttätige Zeit

Interview **Tigran Petrosyan**

taz: Frau Haratischwili, seit einem Jahr sprechen die Waffen in der Ukraine. Wie sieht Ihre Bilanz aus?

Es war ein schreckliches Jahr und zugleich ein Jahr der Wende. 2022 hat viele Paradigmen verändert. Das Echo dieses Krieges ist fast überall in Europa, aber auch im postsowjetischen Raum zu hören. Europa ist solidarisch mit der Ukraine, weil die Europäer die Gefahr existenziell spüren, weil die Ukraine so nah liegt.

In Ihrem monumentalen historischen Roman „Das achte Leben“ haben Sie sich ausführlich mit der sowjetischen Vergangenheit, vor allem Georgiens, aber auch Russlands beschäftigt. Sie schreiben über das Zarenreich, die Revolution, über Terror im Stalinismus, über Repressionen, Perestroika und den zunehmenden Nationalismus. Wo sehen Sie Lücken im Westen bei der Aufarbeitung der Geschichte der Sowjetunion?

Leider wird die Sowjetunion nach wie vor nur mit Russland gleichgesetzt, und eine Aufarbeitung findet weder im Westen noch im postsowjetischen Raum statt. Die Menschen haben graue Bilder von Städten in den ehe-

dien, Menschen aus dem postsowjetischen Raum zu Wort kommen zu lassen. Szczepan Twardoch, einer der bekanntesten Autoren in der polnischen Literaturszene, hat in der schweizerischen NZZ appelliert, mit dem sogenannten Westplaining aufzuhören. Abgeleitet vom feministischen Begriff „Mansplaining“ beschreibt dieser Begriff das Problem, dass der Westen uns erklärt und belehrt, wie wir unsere Geschichte zu sehen haben. Ich schließe mich seinem Appell an. Er spricht mir aus dem Herzen. Hört auf die Stimmen aus den Ländern, die bereits bittere Erfahrungen mit Russland gemacht haben.

Was bedeutet es, wenn ein Land, eine Regierung die Aufarbeitung historischer Großverbrechen verweigert so wie das postsowjetische Russland?

Wenn ich von der Aufarbeitung im Osten spreche, kann ich Russland leider nicht dazu zählen. Da gibt es für mich keine Zäsur. Es gab eine Zeit unter Boris Jelzin, wo sich die Geschichte anders hätte entwickeln können, es aber nicht getan hat. Aber sonst gab es seit 23 Jahren, seit dem Machtantritt des russischen Präsidenten Wladimir Putin, nie eine andere Form der Entwicklung. Man hat einfach konsequent die Gewaltgeschichte

tet, wenn Verbrechen der fraglichen Periode (Stalinismus), „ethnisiert“ beziehungsweise „nationalisiert“ wurden, wie es die Ukraine mit dem Holodomor macht, den sie nur auf die ukrainischen Opfer herunterbricht und in einen genozidalen statt in einen politisch-historischen Kontext rückt, oder die ukrainischen Opfer des Holodomor zu Opfern eines russischen Genozids erhebt. Und tut der deutsche Bundestag der Ukraine wirklich einen Gefallen, wenn er diesem Narrativ folgt?

Das ist eine komplexe Frage. Zu den Hungersnöten kam es während der Kollektivierung, und es ist wichtig zu verstehen, dass das in der ganzen Sowjetunion geschah. Der Bundestag erkennt den Holodomor als Genozid an und das ist meiner Meinung auch richtig. Aber es gab in Nordkasachstan und diversen russischen Regionen ebenfalls mehrere Millionen Opfer. Die Opfer Stalins wurden historisch nicht auf der gleichen Ebene wahrgenommen wie beispielsweise die Opfer des Holocausts. Ich sehe es kritisch, wenn Verbrechen aus der Zeit des Stalinismus in Bezug auf ihre Nationalität betrachtet werden. Aber besser dieses eine Verbrechen, als gar keines anerkennen.

eine Anbiederei. Kunst braucht mehr Zeit und Abstand. Ich bin die Letzte, die zensieren möchte, doch man sollte keine Romane schreiben, nur weil sich bestimmte Themen gerade gut verkaufen.

Sowohl ukrainische als auch viele russische Journalist:innen im Exil greifen auf den Vergleich mit dem Nationalsozialismus zurück, wenn sie über den Angriffskrieg in der Ukraine erzählen. Auch Sie stellen Ihrem Protagonisten „Kitty“ aus „Das achte Leben“ das Stalinopfer und den Holocaustüberlebenden Fred Lieblich gegenüber.

Die Figur des „Kitty“ ist traumatisiert, kaputt, weil sie viel erliden musste. Diese Frau könnte sich nur jemandem öffnen, die oder der genauso gebrochen ist. Nur darüber kann Kontakt und Empathie entstehen. Anders wäre es nicht denkbar. Aber generell. Ja, ich würde es mir wünschen, dass parallel zum Nationalsozialismus die Verbrechen, die auf der östlichen Hemisphäre geschehen sind, als genauso schlimm und unmenschlich betrachtet werden wären. Vor allem von russischer Seite wurde die Geschichte manipuliert: Stalin wurde als Sieger präsentiert, nur weil er über den Faschismus gesiegt hatte. Eine gleichberechtigte Anerkennung dieses Terrors ist wichtig für eine zukünftige Annäherung zwischen Osten und Westen.

Ihr letzter Roman, „Das Mangelnde Licht“, der zur Zeit des Zerfalls der Sowjetunion spielt, ist zwei Tagen nach dem Kriegsausbruch in der Ukraine erschienen.

Das Buch steht in engem Zusammenhang mit den Ereignissen in der Ukraine. Das konnte ich natürlich nicht vorhersehen. Aber es ist traurig, dass das Buch so eine Art Aktualität bekommt. In diesem Buch wollte ich meine Kindheit und Jugend in einem von Russland abhängigen Georgien verarbeiten. Es ist nicht autobiografisch, sondern Fiktion. Ich wollte eine sehr patriarchale, brutale, hasserfüllte und gewalttätige Zeit aus einer Frauenperspektive erzählen, weil das Land in den Abgrund gerissen wurde und wir nur dank der Frauen diese Zeiten überlebt haben. Während der Lesetour hat man mich ständig darum gebeten, Parallelen zu ziehen. „Warum haben wir nicht alles kommen sehen?“, wurde ich gefragt.

Und was war die Antwort? Unter anderem aus all diesen Gründen, über die wir vorhin sprachen.

Ein weiteres Thema für Sie bleibt die Migration und Flucht. In einem Ihrer Theaterstücke schreiben Sie: „Ein Flüchtling bleibt ein Flüchtling in diesem gotlosen Land – und zwar für immer.“ Würden Sie sagen, dass dieser Satz auch für Deutschland aktuell ist?

Es ist ein provokanter Satz, der auch viele Migrant:innen betrifft. Wir sehen auch, dass gegenüber den Syrern und Afghan:innen die Stimmung in Deutschland anders ist als bei den Ukrainer:innen. Außerdem gibt es auch unter Migrant:innen und Geflüchteten Rassismus, Ablehnung und Widerstand. Das ist erschreckend und wir dürfen nicht wegschauen.

Werden wir in der Zukunft über dieses Thema von Ihnen, Frau Haratischwili, lesen dürfen?

Das ist nicht ausgeschlossen.

**Nino Haratischwili**

Die georgisch-deutsche Theaterregisseurin, Dramatikerin und Romanautorin wurde 1983 in Tbilissi, damals Sowjetunion, geboren und wuchs dort auf. Von 1995 bis 1997 lebte sie in Deutschland, weil ihre Mutter mit ihr vor dem Bürgerkrieg in Georgien geflohen war. Mit ihrem Romandebüt „Juja“ (2010) stand Haratischwili auf der Longlist des Deutschen Buchpreises. Ihr letzter Roman, „Das Mangelnde Licht“, spielt zur Zeit des Zerfalls der Sowjetunion und erschien kurz nach dem russischen Überfall auf die Ukraine im Februar 2022.

# „Russland wird unter Putin seine Geschichte nie aufarbeiten können“

maligen Sowjetrepubliken vor Augen, wo alle Russisch sprechen und Wodka trinken. Das ist zum Teil ein Klischee geblieben – noch heute. Doch nach der Annexion der Krim und besonders nach dem Angriff auf die Ukraine 2022 hat sich nach und nach die Vorstellung von Osteuropa geändert.

Woran liegt das?

Das Problem ist immer noch, dass die Geschichte des 20. Jahrhunderts meist aus westlicher Perspektive erzählt wird. Alles, was in der Literatur, im Film passiert, ist aus westlicher Sicht. Es gibt weniger Autor:innen aus dem Osten, die bekannt sind, etwa der russische Schriftsteller Alexander Solschenizyn. Es bleibt unausgeglichen. Deswegen kann Osteuropa – besser gesagt der postsowjetische Raum – nicht auf Augenhöhe mitreden. Ich finde es gerade für Deutschland erstaunlich, wo es doch wegen der DDR mehr Wissen darüber geben müsste. Und das ist nicht nur die Schuld des Westens, das ist auch unsere Schuld. Weil wir als Stimmen aus dem Osten diese Aufgabe auf globaler Ebene nicht geleistet haben. Man scheitert schon bei der Debatte über den Zweiten Weltkrieg.

Was meinen Sie damit?

Mich stört in Deutschland die linke Debatte. Jedes Kind weiß hierzulande, dass Hitler das Böse war. Stalin war genauso ein Diktator wie Hitler und hat Millionen Menschen umgebracht. Das erklärt vieles, warum der Westen Russland zumindest in den letzten 20 Jahren so falsch eingeschätzt hat oder einschätzen wollte. Man muss über den Sowjetsozialismus genauso so kritisch reden wie über den Naziansozialismus.

Gibt es einen Wandel in der Medienberichterstattung?

Ich merke, dass während des Krieges gegen die Ukraine mehr Ukrainer:innen zu Wort gekommen sind. Vor allem zu Beginn des Krieges gab es ein Bedürfnis der deutschen Me-

ausgeblendet. Es gab keinen Bruch, wie es in der Ukraine oder in Georgien nach dem Zusammenbruch des Sowjetimperiums der Fall war. Russland ist in der Form einer Diktatur geblieben.

Das Erbe der Sowjetunion ...

Ich habe überhaupt keine Hoffnung, dass Russland unter Putins Führung seine Geschichte aufarbeiten wird. Wenn ich die Ausschnitte von der Siegesparade am 9. Mai sehe, die Ästhetik, die Rhetorik, das Narrativ, das könnte genauso von Breschnew oder Berija, Chruschtschow oder sogar von Stalin sein. Nichts hat sich geändert.

Zum Beispiel?

Die omnipräsente Angst, die die Sowjetunion auszeichnete. Das einzelne Leben ist nichts wert, für den Kreml ist das eigene Volk nur eine Masse, die in Kriegszeiten als Kanonenfutter verwendet wird. Dazu kommt noch die Verfolgung und Vertreibung kritischer Stimmen. Jegliche Repression und die Einschränkung der Pressefreiheit sind das Erbe der Sowjetunion. Es ist ein mutiertes System, das sich noch ein bisschen mit dem Kapitalismus gepaart hat.

Was bedeutet es für die russländische Gesellschaft, wenn vor allem Medien- und Kulturschaffende Russland verlassen?

Es sind einige Jahre her, als ich das letzte Mal Russland besuchte. Früher argumentierte ich, dass wir in einer globalen Welt leben. Das habe ich überschätzt. Die russische, oder besser gesagt die russländische Gesellschaft lebt heute in einem Informationsvakuum. Die Propaganda hat alles nur noch schlimmer gemacht. Jede Form der kritischen Meinungsäußerung durch Intellektuelle, ob Journalist:innen oder Kulturschaffende, wurde abgewürgt. Das ist ein großer Verlust.

Wird in Deutschland nicht die 70-jährige Geschichte der UdSSR zu sehr nach aktuellen ukrainischen Bedürfnissen umgedeu-

Im Januar 2023 wurde Ihnen für Ihre Verdienste um die deutsche Sprache die Carl-Zuckmayer-Medaille des Landes Rheinland-Pfalz verliehen, wozu ich Ihnen herzlich gratuliere. Sie beschreiben oft brutale Szenen in Ihren Romanen und Theaterstücken wie zum Beispiel in dem Stück: „Herbst der Untertanen“. Sie haben ihm alle Zähne ausgeschlagen. Sie haben ihm die Fingernägel gezogen. Sie haben ihn unter eiskaltes Wasser gestellt und dann mit brühend heißem Wasser übergossen. Sie haben ihm den Kopf geschoren und ihm mit glühenden Eisenzangen die Haut durchbohrt. Sie haben ihm die Rippen gebrochen. Die Nase. Die Arme. Aber ihn haben sie nicht brechen können. Sie haben ihm solche Schläge verpasst, dass er sich davon nicht mehr hat erholen können.“ Diese Bilder kennen viele auch heute wieder – aus der Ukraine, aus Russland und Belarus.

Ich will das Publikum nicht schockieren. Das gehört einfach zum Thema. Aber es ist immer davon abhängig, was ich gerade schreibe und beschreibe. Mir geht es da nicht um irgendeinen Effekt. Manchmal braucht der Text zarte Töne, manchmal muss man ins Volle gehen. Mir ist es wichtig, dass die Leser:innen sich mit den Figuren identifizieren können. Im Vergleich zur Medienberichterstattung schafft Literatur ein emphatisches Bild, das größere Brücken schlägt. In den Romanen bleibt man bei den Figuren tagelang, sogar wochenlang.

Brauchen wir mehr politische Romane oder soll mehr Politik auf die Bühne gebracht werden?

Das Theater muss nicht mit den Medien konkurrieren und tagesaktuelle Stücke über den Krieg anbieten. Im Zuge der sogenannten Flüchtlingskrise wurden auch viele Projekte zum Thema entwickelt, in denen Flüchtlinge auf der Bühne standen. Ich halte das für

# Fernes Kriegsbild, das nun so nah ist

Kriegsgebiete kannte unser Autor nur aus den Medien. Nun ist es ihm wichtig, viel über Waffenlieferungen zu schreiben

Aus Lwiw **Rostyslav Averchuk**

Als Kind beängte ich schlafende Familienangehörige immer etwas ängstlich: atmeten sie noch? Nur ein kaum wahrnehmbares Heben des Brustkorbs bei jedem Atemzug trennte Leben und Tod und war damit die Grenze zwischen der Wärme und Nähe eines geliebten Menschen und der Trauer und Leere, die sein Tod hinterlässt.

Völlig entgeistert begriff ich gleich zu Beginn der russischen Invasion in der Ukraine, dass das Leben nicht für alle Menschen die gleiche Bedeutung hat. Als die russischen Bombardierungen ukrainischer Städte begannen, kamen mir sofort die Bilder zerstörter Städte wie Grosny, in der russischen Teilrepublik Tschetschenien, und Aleppo, in Syrien, in den Kopf. Ich war sicher, dass uns etwas Ähnliches bevorstehe.

„Das Leben wird überbewertet“, sagte einer der führenden Exponenten der russischen Staatspropaganda, der Moderator Wladimir Solowjow. Was geht im

Kopf derjenigen vor, die mit all dem angefangen haben und es auch beenden könnten? Warum hat das Leben für sie keine Bedeutung, wie sind sie zu solchen Menschen geworden? Vermutlich gehen sie davon aus, dass andere genau so sind wie sie – grausam, berechnend und heuchlerisch.

Ich bin davon überzeugt, dass in Russland, so wie in jedem anderen Land, gute und schlechte Menschen leben. Aber dass dort die vermutlich schlechtestmöglichen Vertreter von 140 Millionen Menschen an die Spitze der Macht gelangt sind, zeigt, dass die Probleme der Gesellschaft bei weitem nicht auf diese Machtspitze begrenzt sind. Denn es sind hunderttausende Russen, die weder das eigene noch fremdes Leben wertzuschätzen wissen und zu den Waffen greifen, um Ukrainer zu töten – und sich nur beschweren, wenn sie in der Armee schlecht eingekleidet und verpflegt werden. Das verdeutlicht das Ausmaß dieser Probleme.

Auch die Ukraine hat Jahrzehnte kommunistischer Repressionen hinter sich, Zensur und Gehirnwäsche. Und wird noch lange mit diesem Erbe zu kämpfen haben. Aber in den dreißig

Jahren der Unabhängigkeit hat sie sich schon weit von Russland entfernt.

Selbst für viele Ukrainer war es eine Überraschung, wie das Land auf den brutalen Überfall reagiert hat. Als einige Grenzer auf der winzigen Schlangeninsel sich weigerten, sich dem russischen Kriegsschiff zu ergeben, oder als die Menschen in Cherson versuchten, die russischen Panzer mit ihren bloßen Händen aufzuhalten, gab es keine

Zweifel mehr daran, dass die Ukrainer ihre Würde verteidigen würden.

Ich werde nie die Schlangen vor den Rekrutierungsstellen und Waffengeschäften in Lwiw vergessen und die Hunderte von Freiwilligen, die am Bahnhof verstörten Frauen und Kindern halfen, die vor den russischen Bomben und Panzern aus Charkiw, Kyjiw und Tschernihiw geflohen waren.

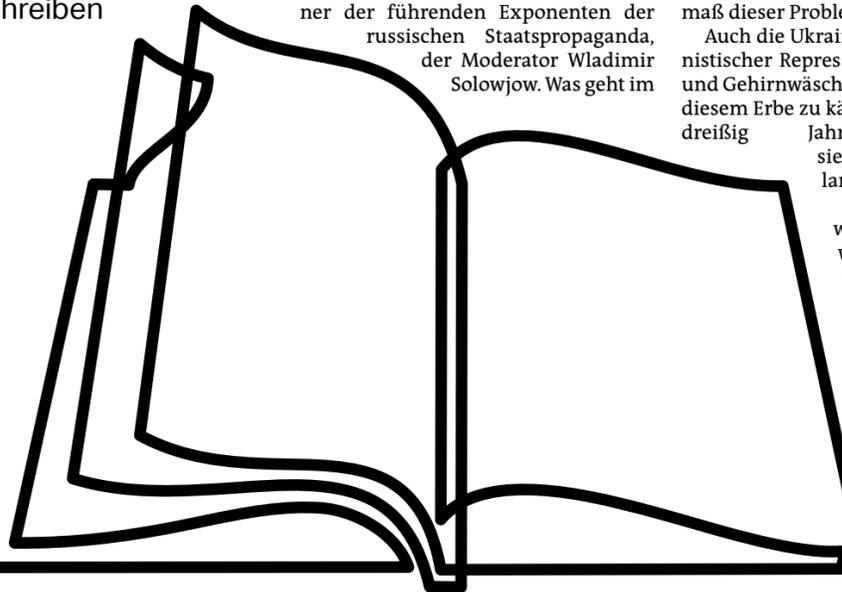
Mich beeindruckten die Gelassenheit und Zuversicht vieler Menschen, die die Besatzung überlebt haben oder schon seit einem Jahr an der Front ihr Leben riskieren. Menschen wie Diana, die ihr Zuhause nicht verlassen wollte und unter Beschuss die Straßenkatze in Cherson fütterte. Menschen wie „Agat“, Offizier der 93. Brigade, der versichert, dass alles gut wird – vor seiner Abreise nach Bachmut, die zur Zeit am stärksten umkämpfte ukrainische Stadt im Donbass.

Als Journalist möchte ich immer wieder schreiben, wie wichtig es ist, dass die Ukraine schnell Waffen bekommt, Panzer und Artillerie. Damit die Menschen sich verteidigen können – gegen einen Widersacher, der sich jahrelang auf den Krieg vorbereitet und darauf gesetzt hat, alle anderen Länder einfach einzuschüchtern.

Mich erschreckt die naive Idee, der beste Weg, diesen Krieg zu beenden, sei ein Ende der Waffenlieferungen. Das wäre so, als wenn man einem Gewaltopfer riete, „einfach den Widerstand aufzugeben“, damit alles bald vorbei ist. Doch trotz schmerzhafter Verluste, trotz Erschöpfung und schwerer Kämpfe, die selbst die Mutigsten das Leben kosten, sehen die Ukrainer das Kämpfen als einzige Option.

Weil sie nicht wüssten, wie sie sonst Leben schützen und gegen einen Widersacher verteidigen könnten, der unsere bloße Existenz als unabhängige Nation leugnet und für den das Blut der anderen nichts als Wasser ist.

Aus dem Russischen Gaby Coldewey.



# Ein Jahr Angst vor der Zukunft

Russland hält an seiner Vergangenheit fest, hat aber keine Pläne für die kommenden Jahre. Unser Autor analysiert die russischen Kriegsnarrative, die den Alltag prägen

Aus Wladikawkas **Boris Epchiew**

Hass, Angst und Hoffnung. Das sind die drei Wörter, die mein persönliches 2022 verkörpern, das am 24. Februar begann. Ich möchte hier über jedes von ihnen erzählen.

Mein Land hat eine aggressive Militärkampagne gegen das Nachbarland begonnen. Nun ist es nicht so, dass so etwas noch nie vorher passiert wäre. Uns, damals noch sowjetischen Kindern, hat man beigebracht, dass es immer der Angreifer ist, der Unrecht hat. Und sogar beim Krieg in Afghanistan wurde behauptet, es handele sich um Hilfe, die wir der Führung eines befreundeten Staates auf ihre Bitte hin gewährten. Es gab überhaupt keinen Anlass für diese Aggressionen gegen die Ukraine. Außer der Anschuldigung eines möglicherweise bevorstehenden Angriffs. Aber genau das ist es, was man der Gesellschaft weismachen wollte. Und genau daraus entstand der Hass.

Der Hass ist der unveränderliche Begleiter eines jeden Krieges in jedem beliebigen Staat. Aber soweit ich mich erinnere, war der größte Teil des Hasses nicht gegen die Feinde gerichtet (wer immer das auch sein soll), sondern gegen die eigenen Landsleute. Diejenigen, die den Behörden unangenehme Fragen stellen und versuchen, die wahren Gründe für die Kampfhandlungen herauszufinden.

Nun, ich persönlich kann weder an eine Dekommunisierung noch an eine Entnazifizierung glauben. Und im letzten halben Jahr sind sogar die aggressivsten Propagandisten von diesen Formulierungen abgerückt. Aber wenn die Nachbarn solche Fragen stellen, oder Bekannte oder Menschen, die man zufällig trifft, dann schlägt ihnen Hass entgegen. Niemand kann die Frage beantworten, warum gegen die „Nazis in der Ukraine“ echte Nazi-Bataillone kämpfen, insbesondere die „Rusitsch“, paramilitärische neonazistische Sabotageangriffs-Aufklärungsgruppe. Warum irritiert niemanden die Verherrlichung von gesetzlich verbotenen privaten Militäreinheiten? Und warum können diejenigen, die offen um die ukrainischen Kinder trauern, die während des Beschusses ums Leben kamen, einfach für mehrere Tage festgenommen werden?

Solche Fragen bringen Hass hervor. So wenig es Antworten darauf gibt, so schnell arten solche Gespräche in Streit oder sogar Schlägereien aus. Aber auch dies hat keinen Einfluss auf die Definition des Begriffes „Recht“, weil die ANGST sich zu deutlich zeigt. Genauer gesagt: die Angst vor der Zukunft, vor dem Fortschritt. Das ganze Jahr lang haben offizielle Medien über die „Wiederherstellung der historischen Gerechtigkeit“ berichtet, über die „Rückbesinnung auf die Wurzeln“, den „Kampf

für die traditionellen Werte“ und den „Krieg für das große Russland, das wir verloren haben“. Aber nie hat jemand bisher erzählt, was mein Land jetzt vorhat. Es gibt kein Bild von der Zukunft, keine Pläne für wenigstens die zehn nächsten Jahre, absolut keine Idee davon, wie sich Russland entwickeln wird, nichts über die Wissenschaft und größere Leistungen.

Jetzt sind wir, ist unser Land in einem solchen Zustand, dass wir den Nachbarn und der Welt absolut nichts mehr bieten können, außer vielleicht Atomraketen. Aber Atomraketen sind keine Ideologie, und das gegenwärtige Russland hat zu ihnen kaum noch eine Beziehung, da sie alle noch in der Sowjetunion entwickelt wurden. In den dreißig Jahren danach ist nichts prinzipiell Neues entstanden, weder im technischen noch im kulturellen Bereich. Aber die Versuche, jetzt im Eilverfahren diese Lücken mit einer Pionier- oder vor-imperialistischen Ideologie zu stopfen, werden vermutlich schon im Entwicklungsstadium scheitern. Denn das herrschende Regime fürchtet nichts so sehr wie den Fortschritt. Es ist darauf nicht vorbereitet und möchte ihn auch nicht. Aber lange nicht alle Menschen in Russland sind der gleichen Meinung. Und genau darin liegt auch HOFFNUNG.

Aus dem Russischen Gaby Coldewey.

**ÜBER  
GRENZEN  
HINWEG  
FÜR UNABHÄNGIGEN  
JOURNALISMUS IN  
OSTEUROPA**

Auch im Jahr 2023 unterstützt die taz Panter Stiftung unabhängige Medien in Osteuropa. Sie sind die Basis demokratischer Gesellschaften. **Bitte unterstützen Sie mit: [taz.de/spenden](https://taz.de/spenden)**